Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

Herausgeber: Schweizerisches Nationalmuseum

Band: 56 (1999)

Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen

FRIEDRICH JAKOB / WILLI LIPPUNER: *Orgellandschaft Graubünden* (Verlag Bündner Monatsblatt. Chur 1994). 459 Seiten, reich illustriert.

Was in diesem wahrhaft gewichtigen Band vorgelegt wird, beruht auf der jahrzehntelangen Inventarisierungsarbeit des Lehrers, Organisten und Musikwissenschaftlers Willi Lippuner, der im Auftrag der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden seit 1968 systematisch die historischen Orgeln des Kantons Graubünden samt den auf sie bezüglichen Archivalien mit ausserordentlicher Gründlichkeit inventarisiert und archivalisch erforscht hat. Manche gelungene Orgelrettung und Restaurierung ist ihm zu danken. 1992 erteilte das Erziehungsdepartement des Kantons Graubünden dem durch viele Publikationen ausgewiesenen Orgelwissenschaftler Friedrich Jakob den Auftrag, das reiche Material im Hinblick auf eine Veröffentlichung zu bearbeiten. Diese liegt nun vor.

Nach Vorworten des bündnerischen Denkmalpflegers Hans Rutishauser und der Autoren eröffnet eine höchst anregende und informative, zusammenfassende Darstellung der Orgellandschaft Graubünden das Buch. Die Kapitel erörtern die geschichtlichen Voraussetzungen und Hintergründe, die frühesten Nachrichten über Orgelbau im behandelten Gebiet, den Orgelbau im 17., 18. und 19. Jahrhundert und die einheimischen Orgelbauer. Den historischen Abhandlungen folgen thematische über die Stellung der Orgel im Raum, die «gewanderten» Orgeln, den bildlichen Schmuck der Orgeln sowie das «Orgelschlagen»; im letzteren werden die aus den Quellen gewonnenen Nachrichten über Organisten und Orgelspiel zusammengefasst, Mitteilungen, die man wohl kaum anderswo aufgearbeitet findet, und die man unter dem Motto zusammenfassen könnte: «Was nützt eine schöne Orgel, wenn man keinen hat, der sie zu spielen weiss?». Man lernt, wie andersartig die Kirchenmusikpraxis früherer Jahrhunderte im Vergleich mit der heutigen war. Im Gegensatz zum nachfolgenden Inventarteil sind diese Kapitel mit Anmerkungen versehen.

Das Hauptstück des Buches bildet der alphabetisch nach insgesamt 171 Standorten angelegte Inventarteil, wobei pro Standort auch mehrere Instrumente (frühere, jetzige, noch bestehende abgewanderte) Darstellung finden können. Mit wenigen (zum Teil nicht begründeten) Ausnahmen, wird jedes Instrument mit mindestens einer Abbildung optisch vergegenwärtigt, abgesehen natürlich von denjenigen, die nur noch aus Schriftquellen erschliessbar sind. Der jeweilige Text, in der Art eines Fangblattes gestaltet, beginnt mit der Kurzinformation über die erhaltene historische Substanz, Orgelbauer und Baujahr. Es folgen, eigenartigerweise ohne Rubrikbezeichnung, eine ausformulierte Darstellung der Orgelgeschichte der betreffenden Kirche oder Kapelle und die Charakterisierung des Instrumentes und der Orgelgeschichte, wobei häufig und mit Bedacht Quellentexte wie Verträge und Briefe ganz oder auszugsweise im Wortlaut wiedergegeben sind. Dies nicht zuletzt im Sinne einer Sicherstellung; denn nicht wenige der Archivalien, die Erwin Poeschel bei der Verfassung der «Kunstdenkmäler» noch vorlagen, sind in den wenigen Jahrzehnten seither verschwunden. Ähnliches gilt für die eingestreuten historischen Fotografien. Es folgen, wieder schlagwortmässig kurz, die Rubriken Geschichte, Quellen, Literatur und Disposition, wobei einzelne fehlen können.

Aufgenommen sind nicht nur alle noch vorhandenen, sondern auch die verlorenen, archivalisch erschliessbaren historischen Instrumente, wobei als obere zeitliche Grenze nicht ein festes Jahr, sondern das technische Kriterium der traditionellen mechanischen Traktur ausschlaggebend war, welche gegen Ende des 19. Jahrhunderts von der röhrenpneumatischen verdrängt wurde. In diesem Bereich wurde Vollständigkeit angestrebt. Pneumatische und elektropneumatische Instrumente fehlen also in der Publikation, wiewohl mittlerweilen auch historisch geworden und in ihrer Wertschätzung wachsend.

Ein Verzeichnis der Orgelbauer – viele Namen waren bisher unbekannt oder nicht mit Werken zu verbinden – mit biografischen Kurzdaten und Liste ihrer Bündner Werke, ein Verzeichnis der erhaltenen Projekte, Berichte und Verträge über und zu Orgelbauten (warum «im Wortlaut»?), ein für den Nichtfachmann hilfreiches Glossar, Literatur- und Abkürzungsverzeichnis sowie Register nach Orten und Personen beschliessen das Buch.

Die Bezeichnung «Orgellandschaft» ist für Graubünden in ausserordentlicher Weise treffend. Sie ist ähnlich vielgestaltig wie das Land der hundert Täler selbst, welches, den Alpenkamm überfassend, Süden und Norden verbindet. Diese Situation bestimmt auch Herkunft und Charakter der Instrumente. In den Südtälern sind Meister aus der Lombardei und dem Trentino prägend, in den nördlichen zunächst solche aus Vorarlberg, allen voran Matthäus Abbrederis aus Feldkirch, in dessen Werkstatt die später selbständig wirkenden Churer Orgelmacher Schmid sich schulten. Waren im 17. Jahrhundert erst wenig Orgeln vorhanden, so wurden sie im 18. zahlreich. Mehrheitlich auswärtige Meister aus Vorarlberg, dem Thurgau (Pankratius Kayser), dem Toggenburg (Heinrich Giezendanner), aber auch solche aus dem Elsass und Schwaben traten auf, wobei mit Johann Nepomuk Holzhey aus Ottobeuren auch eine internationale Berühmtheit nicht fehlt (1770 Seewis i.P.). Auffallenderweise sind die Bossart aus Baar nicht vertreten. Am Anfang des 19. Jahrhunderts trug der Reckinger Sylvester Walpen den Oberwalliser Orgelbau mit einer ganzen Reihe von Werken ins Bündnerland, deren Tradition von dem Disentiser Orgelmacher Anton Sacchi in seinen Brüstungsorgeln bis gegen die Jahrhundertmitte weitergeführt wurde. Als zweiter bünderischer Meister ist Georg Hammer aus Schiers sozusagen Sacchis reformiertes Gegenstück. Mit den verbesserten Verkehrs- und Transportmöglichkeiten im 19. Jahrhundert erreichten Instrumente von südlichen Meistern auch Nordbünden, wie anderseits zum Teil weit entfernt beheimatete schweizerische, deutsche und österreichische Firmen Aufträge aus den Südtälern jenseits der Alpenpässe erhielten.

Zu Recht widmet Jakob der Stellung der Orgel im Raum eine eigene Abhandlung. Während in katholischen Kirchen die Orgel in aller Regel auf der Empore über dem Eingang ihren Platz hat, waren in den reformierten Kirchen, in denen sie in Graubünden

viel früher als in Zürich wieder eingeführt wurde, neue Lösungen gefragt, möglichst im Angesicht der Gemeinde, deren vierstimmigen Gesang sie zu führen und zu bereichern hatte. Bündner Besonderheiten sind die oft seitlich des Chorbogens aufgestellten «Orgelstühle» und die Choremporen, welche mit den Instrumenten bisweilen zu einem fast hörbaren ästhetischen Zusammenklang finden (Susch, Wiesen, Zernez). Jakob vermutet für die funktionell eigentlich unnötige, vom Boden abgehobene Aufstellungsweise der Instrumente bauphysikalische Gründe, allen voran den Schutz vor Feuchtigkeit. In den reformierten Kirchen bildet die Orgel zumeist den einzigen Schmuck des Predigtraumes, was ihrer Wirkung zugute kommt. Wo zum Beispiel finden «katholische», italienische Prachtprospekte ähnlich freie Entfaltungsmöglichkeiten wie in den evangelischen Kirchen etwa von Brusio oder Samedan?

Während älteste Orgelnachrichten ins 14. Jahrhundert hinaufreichen, ist das älteste erhaltene Instrument, das Portativ von Jenaz, kurz vor oder nach 1600 entstanden, und zwar wohl als Prozessionsinstrument der Kathedrale. Im 17. Jahrhundert besassen erst die Klöster, die Kathedrale und wenige reformierte Kirchen Orgeln. Gegen das Jahrhundertende, und vor allem im 18. Jahrhundert wurde die Zahl der Instrumente rasch grösser. Die älteste erhaltene grössere Orgel, 1690 von Matthäus Abbrederis, ist diejenige in der Pfarrkirche Mon, mit reicher floraler Fassung von 1712 und mit szenisch bemalten Flügeln. Graubünden ist kein Land der monumentalen Orgelwerke. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein waren die Instrumente fast ausnahmslos einmanualig und mit wenig Stimmen bestückt. Sogar in der Churer Kathedrale begnügte man sich bis nach der Mitte des letzten Jahrhunderts mit einer einmanualigen Hauptorgel. Gleich dreimal treffen wir auf Positive mit nur einem einzigen Register aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, sozusagen Regale mit Labialpfeifen; das einzig erhaltene Regal besitzt das Kloster Müstair.

Der Schritt von den etlichen, «importierten» Hausorgeln aus Toggenburg, Appenzell und Bernbiet, die nachträglich in Bündner Kirchen aufgestellt wurden, zu kleinen Kirchenorgeln wie etwa derjenigen in Maladers, ist nur gradueller Art. So ist denn auch der Hausorgelbauer Heinrich Ammann aus Wildhaus als Ersteller von grösseren Kirchenorgeln in Graubünden anzutreffen. Die Vielzahl der auswärtigen und einheimischen Meister, die Instrumente nach Graubünden lieferten, äussert sich auch optisch, indem eine ausserordentlich reiche Palette an Prospektformen immer wieder Überraschungen bereithält. Da trifft man anderswo nur selten zu findende Formen, wie Orgeln mit bemalten Flügeln, Brüstungsorgeln und Instrumente mit geteilten Prospekten, um nur einige zu nennen. Sind auch die historistischen Gehäuse im allgemeinen stereotyper, so wartet doch auch das mittlere und spätere 19. Jahrhundert mit Raritäten auf, die allerdings zum Teil bereits wieder verschwunden sind. So sind die Orgeln in der französischen Kirche von St. Moritz Bad und in der englischen Kirche Davos beide gleich weit hergereist wie die Touristen, für welche sie erstellt wurden, die eine aus England selbst, die andere aus Frankfurt an der Oder. Oder: Wer würde die ehemalige Chororgel der Klosterkirche Mehrerau bei Bregenz in einer Bündner Bergkirche vermuten?

Immer wieder wird einem schmerzlich bewusst, dass der erhaltene Bestand ein kleiner Rest des ehemals vorhandenen ist. Dies hängt einerseits mit Veränderungen der Bedürfnisse und des Geschmackes zusammen, anderseits aber auch mit dem Wesen der Orgel selbst: Die vielen beweglichen Teile ihrer Traktur sind der Abnützung unterworfen und bedürfen dauernden Unterhalts, das Leder der Pulpeten und Dichtungen wird spröde, der Holzwurm ist am Werk. In diesem Sinn waren Ersatz und Erneuerung oft eine Notwendigkeit. Besonders viele wertvolle Instrumente mussten seit dem Ende des letzten Jahrhunderts, und noch bis vor wenigen Jahrzehnten, Neubauten weichen, wobei zuweilen wenigstens das alte Gehäuse weiterverwendet wurde. Orgeldenkmalpflege bereits vor der Schaffung des Begriffes betrieb der Stammvater der noch heute bestehenden Firma, Jakob Metzler, der in Zeiten der Pneumatikbegeisterung der bewährten Mechanik treu blieb und mit relativ geringen Eingriffen manches historische Instrument der Nachwelt erhielt, das andere Orgelbauer ohne Skrupel als veraltet ersetzt hätten. Die Orgeldenkmalpflege im modernen Sinne fand ihren Promotor in Dr. Oskar Caprez, dessen Initiative von der Bündner Denkmalpflege aufgenommen wurde; sie wurde Willi Lippuners Lebenswerk.

Es ist nur zu ahnen, wieviel Detailwissen und wieviel hartnäckiges Suchen und akribische Überlegungsarbeit nötig sind, bis eine Publikation von dieser Reichhaltigkeit und Dichte möglich wird. Trotzdem: Man hat fast den Eindruck, die Verfasser hätten es sich versagt, im Inventarteil den überreichen Fundus ihrer Kenntnisse und Materialien vor dem Leser lustvoll auszubreiten. Beinahe karg sind die Inventartexte, listenmässig und kommentarlos die Registerangaben.

In einem eigenartigen Missverhältnis steht der auf eine schmale Mittelspalte gebündelte Text zu den breit, oft seitenfüllend gegebenen, sehr schönen Farbaufnahmen des Fotografen Alexander Troehler, der auch die Buchgestaltung besorgte. Eine Titelhierarchie fehlt, ja der gewichtige Inventarteil, das Hauptstück des Werkes, beginnt ohne Überschrift unvermittelt nach dem Schluss der Einleitung. Kommentare zu den Abbildungen fehlen; man muss aus dem Text erschliessen, welcher Zustand, zuweilen gar welches Instrument abgebildet ist. Das übergrosse Format, die sehr schwere Papierqualität und der verschwenderische Umgang mit dem Platz haben das Buch zu einem «Wälzer» gemacht, in dem man zwar gern blättert und die grossen Abbildungen bewundert. Der suchende, wissbegierige Benützer aber hätte sich den gleichen Reichtum an Information in grafisch konziserer, handlicherer Form gewünscht.

Josef Grünenfelder

* * * *

ASTRID VON BECKERATH: *Der Hochaltar in der Kathedrale von Chur, Meister und Auftraggeber am Vorabend der Reformation* (Verlag an der Lottbek, Ammersbek bei Hamburg 1994). 504 Seiten, eine farbige, 290 schwarz-weisse Abb.

Die Hamburger Dissertation ist die zweite, die sich seit 1990 mit dem 1486 bis 1492 von Jakob Russ für den Hochaltar des Churer Domes gefertigten Schnitzaltar befasst. Zeitgleich mit der Magisterarbeit der Verfasserin entstand die Heidelberger Dissertation von AGNES KLODNICKI-ORLOWSKI, die sich vor allem um eine kritische Prüfung der Quellen zur Biographie und zu den gesicherten Werken des Bildhauers Jakob Russ aus Ravensburg bemühte *(Studien zu Jacob Russ, einem spätgotischen Bildschnitzer aus Ravensburg,* Diss. Heidelberg 1990).

In offensichtlicher Konkurrenz zu Klodnicki-Orlowski verspricht von Beckerath eine Interpretation des Retabels im Kontext der historischen, religiösen und gesellschaftlichen Veränderungen im Bistum Chur im Vorfeld der Reformation, die auf der bereits 1991 publizierten Hauptthese ihrer Magisterarbeit aufbaut (*Das spätgotische Hochaltarretabel der Kathedrale von Chur – ein Herrschaftssymbol?,* in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und

Kunstgeschichte 48, 1991, S. 129–147). Die Durchführung dieses durchaus lohnenden Ansatzes scheitert allerdings an der kompilatorischen Arbeitsweise der Verfasserin, die Teile ihrer Magisterarbeit offenbar übernommen hat, ohne sie zu überarbeiten und zu aktualisieren.

Die ersten zwei Kapitel enthalten einleitende Bemerkungen zum Retabel (S. 13–16), zur Geschichte von Stadt und Bistum Chur, einen Abriss zu Baugeschichte und Patrozinium der Kathedrale sowie eine Beschreibung des baulichen Umfeldes im Stil der Guidenliteratur (S. 17–30). Es folgt eine Beschreibung des Hochaltares und des Retabels (S. 31–87), die zwar hilfreich ist, aber an dieser Stelle eine Zumutung selbst für geduldige Leser darstellt. Nützlich sind immerhin die Angaben zu Material, Verarbeitung, Fassung, Erhaltungszustand und Restaurierungen im Kapitel 4, die den Restaurierungsbericht freilich nicht ersetzen können (S. 89–100; OSKAR EMMENEGGER, *Konservierungsbericht und Fotodokumentation über den Hochaltar in der Kathedrale Chur,* Zizers 1990 [Masch.]).

Erst im fünften Kapitel wird die Forschungsgeschichte nachgereicht (S. 101–146) und die Fragestellung der Arbeit begründet (S. 147–150). Der Beantwortung der Frage nach den Motiven des Auftrags, für die Wahl eines spätgotischen statt eines italienischen Renaissance-Retabels und dem Zusammenhang mit den schwäbischen Flügelaltären in Graubünden dienen die folgenden sechs Kapitel, wobei sich die Autorin mit der Neuinterpretation bereits bekannter Fakten und Quellen begnügt. Auch argumentiert sie offensichtlich ohne Kenntnis der neueren geschichtlichen und kirchengeschichtlichen Forschung, auf der Basis anachronistischer Vorstellungen über Bedingungen und Möglichkeiten kirchlicher Reform, über geistliche und weltliche Jurisdiktion und über das Verhältnis zwischen Bischof und Domkapitel, die die rechtlichen, institutionellen und politischen Rahmenbedingungen eines solchen Auftrags bildeten (vgl. hierzu jetzt FREYA STRECKER: *Klerus und kirchliche Kunst in Augsburg in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Beobachtungen zu Bild-Kontrolle und Auftragsverhalten des Augsburger Domklerus,* in: KLAUS BERGDOLT / JOCHEN BRÜNING [Hrg.]: Kunst und ihre Auftraggeber. Venedig und Augsburg im Vergleich [= Colloquia Augustana, 5], Berlin 1997). Wo von Beckerath neuere kunsthistorische Deutungen der Gattung Flügelretabel und deren Funktion übernimmt, erliegt sie bei der Anwendung auf das Churer und die Graubündener Retabel zahlreichen Missverständnissen und verwickelt sich in ihrer Darstellung in Widersprüche.

Die ikonographische Analyse (S. 151–187) erbringt nur recht allgemeine Bezüge zum Marien-Patrozinium der Kathedrale und des Hochaltars und zum Messopfer, die von Beckerath dennoch im Kontext der hussitischen Forderung nach dem Laienkelch verstanden wissen will (S. 154). Im Abschnitt «Liturgisches Programm» (S. 179–187) versucht sie, die ungewöhnliche, weil plastische Kreuzigungs-Darstellung auf der Retabel-Rückseite durch seine «liturgische» Funktion zu erklären. Zu dieser Diskussion hat KLODNICKI-ORLOWSKI zuletzt die These beigetragen, dass der Altar durch Pilger im Rahmen einer Wallfahrt mit Ausstellung der Reliquien in einem steinernen Schrein hinter dem Altar umschritten worden sei. KLODNICKI-ORLOWSKI versuchte daher mit Hilfe der recht spärlichen Zeugnisse eine Marienwallfahrt im Dom zu belegen. Um die These ihrer Vorgängerin zu widerlegen, geht von Beckerath recht grosszügig mit den Angaben der Literatur und den dort zitierten Quellen um, bringt aber keine neuen Belege. Einen von Caminada in der Apsis genannten Bischofsthron interpretiert sie kurzerhand als Beichtstuhl, in dem der Reformbischof seine Domherren in's Gebet genommen haben soll (S. 185). Abgesehen davon, dass es meines Wissens keinen vorreformatorischen Beleg für die Existenz von Beichtstühlen im Reich gibt, zeugt diese Vorstellung wohl weniger vom Reformeifer des Bischofs als von der Unkenntnis der Verfasserin bezüglich Amt und Selbstverständnis eines solchen im 15. Jahrhundert. Leider ist das nicht das einzige Beispiel für fragwürdige Übernahmen aus der Literatur und die mangelhafte Kenntnis der historischen und kunsthistorischen Terminologie und Sachverhalte. Mit gleicher Unbekümmertheit verwendet sie die Begriffe «Gesamtkunstwerk» (S. 152), «volkstümlich» bzw. «Volkstümlichkeit» (S. 162, 200f., 267), «Volkskunst» (S. 162, 201, 281), «Volksherrschaft» (S. 237), «Repräsentation» (S. 212, 265, 282), «theatrum sacrum» (S. 212 bis 214), «biblia pauperum» (S. 201), «Verweltlichung der Religion» (S. 257) und andere – offensichtlich ohne sich Gedanken über ihre inhaltliche Klärung oder eventuelle methodische oder ideologische Implikationen gemacht zu haben.

In den Kapiteln 7 und 8 vertritt die Autorin die Ansicht, nicht das in der massgeblichen Quelle, einem Schiedsspruch des Bischofs von 1491, ausdrücklich genannte Domkapitel, sondern Ortlieb von Brandis sei Auftraggeber des Retabels gewesen, das in Zusammenhang mit seiner Reformpolitik zu verstehen sei. Die Argumentation gipfelt in der Vermutung: «Höchstwahrscheinlich konnte Bischof Ortlieb religiöse, politische und volkstümliche Gedanken nicht besser zum Ausdruck bringen als mit dem Auftrag für ein grosses Flügelretabel im erhöhten Chorraum der Kathedrale...» (S. 201). Einziger Anhaltspunkt bleibt die Beobachtung, dass in zwei der drei das Kind anbetenden Könige auf der rechten Flügelaussenseite Zeitgenossen porträtiert wurden. Gegen die vorgeschlagene Identifikation mit Bischof von Brandis und seinem Nachfolger Heinrich von Hewen (S. 218, 279f.) spricht jedoch deren geistlicher Stand.

Die Forderung nach sorgfältiger Aufbewahrung des Sakraments – ein Topos der Diözesandekrete und Visitationsanweisungen seit Entstehung dieser Textgattungen – soll Anlass für die Errichtung des Sakramentshauses im Churer Dom 1484 gewesen sein, das von Beckerath ebenfalls für einen Auftrag des Ortlieb von Brandis hält (S. 200f., 211, 278). Den Hinweis KLODNICKI-ORLOWSKIS, die den Auftrag dem Domkapitel zuwies (KLODNICKI-ORLOWSKI 1990, S. 15), sucht sie zu entkräften, indem sie zwischen persönlichen Stiftungen von Brandis und solchen in seiner Eigenschaft als Bischof unterscheidet (S. 222) – eine für das Ende des 15. Jahrhunderts nicht überzeugende Trennung von Person und Amt. Da das Sakramentshaus als «Teil des Gesamtprogramms der bischöflichen Aufträge für die Kathedrale angesehen werden» müsse (S. 277) und unter Hinweis auf die ältere stilgeschichtliche Literatur nimmt sie es wieder für Jacob Russ in Anspruch, der es unter Claus von Feldkirch geschaffen haben soll (S. 278). Einziges Argument für ein solches Gesamtprogramm bleibt die Einschätzung Ortliebs als «Reformbischof».

Die Deutung des Retabels als «Herrschaftssymbol» basiert auf BERNHARD DECKERS Arbeiten zum Flügelaltar als Inszenierungsmöbel und zur Kultfigur als Repräsentanten kirchlicher «Amtsvollmacht» (S. 206–212; *Das Ende des mittelalterlichen Kultbildes und die Plastik Hans Leinbergers* [= Bamberger Studien zur Kunstgeschichte und Denkmalpflege, Bd. 3], Bamberg 1985; *Die spätgotische Plastik als Kultbild*, in: Jahrbuch für Volkskunde im Auftrag der Görres-Gesellschaft, NF 8, 1985, S. 92–106). Dass sich Deckers Thesen zur Funktion der Gattungen Kultbild und Retabel nicht ohne weiteres mit der theologischen Apologetik der Bilder als Medium der Didaxe vereinbaren lassen, die die Autorin an anderer Stelle übernimmt, ist ihr offensichtlich entgangen («biblia pauperum», S. 201). Spätestens hier entpuppt sich die verschwommene Begrifflichkeit als Folge unreflektiert übernommener, teilweise heteronomer Prämissen.

Das gilt auch für die Hypothese, die Gemeinden Graubündens hätten sich bei der Bestellung von Retabeln der schwäbischen Werkstätten am Vorbild der Churer Kathedrale orientiert, damit aber gleichzeitig ihr Streben nach Unabhängigkeit gegenüber

einer «zentrierten bischöflichen Herrschaft» artikulieren wollen (Kap. 9, S. 230–244). Beckerath überträgt die Instrumentalisierung der Baulast zum Erwerb des Patronatsrechts seitens der Stadtregierungen, die KLAUS JAN PHILIPP an den Pfarrkirchen schwäbischer Reichsstädte feststellte (*Pfarrkirchen. Funktion, Motivation, Architektur. Eine Studie am Beispiel der Pfarrkirchen der schwäbischen Reichsstädte im Spätmittelalter,* [= Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte, Bd. 4], Marburg 1987), auf die Kirchen und Altäre der Graubündner Landpfarreien und folgert, dass die Aufstellung von Altären wie der Neubau von Kirchen und Chören dem Streben der Gemeinden nach kirchlicher und politischer Autonomie gedient habe (S. 230–232, 240). Über die Abhängigkeitsverhältnisse und die Umstände des jeweiligen Auftrags erfährt man im Einzelfall allerdings wenig Konkretes. Ebensowenig wurde untersucht, ob die Ikonographie der Retabel der unterstellten Rolle der Gemeinden entspricht, wer sich also in den Figuren und Darstellungen der jeweiligen Altäre repräsentiert fühlen durfte.

Der Hypothese, die Aufstellung von Retabeln sei mit der Vereinheitlichung der Liturgie zu erklären, die – wie in anderen Diözesen der Mainzer Kirchenprovinz und des Reichs – auch im Bistum Chur unter Bischof Heinrich von Hewen (1491–1505) versucht wurde (S. 241–243), widerspricht schon die Tatsache, dass der erste erfasste Schnitzaltar, jener der Klosterkirche Churwalden, aus dem Jahr 1477 stammt und vier der Graubündner Pfarrkirchen ihre Hochaltäre vor 1491 erhielten (S. 501–504).

Mit der Frage, warum man in Stadt und Bistum Chur spätgotische Flügelaltäre aus Schwaben importierte, statt sich am italienischen Renaissance-Retabel zu orientieren, kehrt Beckerath zu Problemstellungen der älteren stilgeschichtlichen Forschung zurück. Als Antwort werden die Bindung an das Erzbistum Mainz und das Reich, die Germanisierung Graubündens nach der Pestwelle 1348 (S. 259f., 260) sowie die Gravamina-Bewegung angeboten, die sich mit einer nationalen Kritik am Papsttum verbunden habe (S. 261–267). Die Autorin folgt hier MICHAEL BAXANDALL, der die Ablehnung italienischer Formen in der Plastik auf den durch den «patriotischen Humanismus» geschürten nationalen Gegensatz zwischen «welsch» und «deutsch» zurückführen wollte, um durch diese «Polarisierung» den engen Spielraum für die «persönliche stilistische Entfaltung des einzelnen Handwerkers» zu erklären (S. 267f.; *Die Kunst der Bildschnitzer. Tilman Riemenschneider, Veit Stoss und ihre Zeitgenossen,* München 1984, S. 150f.). Wie Decker zurecht feststellte, war die Rezeption italienischer Formen jedoch von den Erwartungen an die Gattung abhängig (vgl. BERNHARD DECKER 1985, S. 55–57) und begann daher in der Kultplastik erst vergleichsweise spät. Die Statue der italienischen Renaissance galt zudem als der Götze schlechthin. Daher kann das Festhalten am Flügelaltar und an spätgotischen Altarfiguren nicht ohne weiteres als Ausdruck einer «reichspatriotische(n), antirömische(n) Haltung des Bischofs und seiner Untertanen» oder gar als Solidaritätsbekundung an die Rom-Kritiker gewertet werden (S. 269f.). Sie zeugen vielmehr von der Orientierung an traditionellen Formen politischer und religiöser Legitimation, was die von Decker betonten Reformversuche *innerhalb* des Flügelaltars und der Kultbilder nicht ausschliesst, sondern deren Voraussetzung bildet. In diesem Kontext ist auch die Aufnahme bildlicher Konzepte und Ornamente der italienischen Renaissance in den Flügelaltar zu sehen wie zum Beispiel in Bivio (1522) oder im Altar aus Kloster Cazis, den Beckerath der Einfachheit halber nicht berücksichtigt hat (vgl. ERWIN POESCHEL: *Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden,* Bd. 3, Basel 1940, S. 230–234, 193–197). Ihre Bewertung des Churer Hochaltars als «Reformaltar» und der Bezug zum Humanismus (S. 271f.) bleiben dagegen allgemein.

In einer «Schlussbetrachtung» zieht die Autorin die Konsequenzen ihrer verschiedenen Vermutungen für das Œuvre des Jacob Russ und kommt unter anderem zu der Hypothese, Russ sei auch der Urheber der angeblichen Bischofsporträts im rechten Aussenflügel des Churer Altars (S. 280). Das Ergebnis nach 287 Seiten Text ist enttäuschend. Die abschliessend zusammengefassten Thesen zu den Altären im Dom von Chur und in Graubünden bleiben durchgehend unbewiesene Behauptungen, die kaum geeignet sind, weiteren Forschungen zu Russ und dem Churer Hochaltar eine sichere Grundlage zu bieten. Dies vor allem deswegen, weil die Verfasserin nicht in der Lage war, die verschiedenen methodischen Ansätze, derer sie sich bedient, zu einer in sich schlüssigen Argumentation zu verbinden.

Leider ist auch der Wert des Buches als Materialsammlung begrenzt, da die Quellen – trotz erwiesener Fehler – nach den vorliegenden Editionen abgedruckt oder einfach kopiert statt neu transkribiert wurden (S. 489–492). Unter den Abbildungen fehlen unverständlicherweise gerade einige der für die Thesen der Verfasserin wichtigen Aufnahmen, viele sind durch Rasterung und falsche Belichtung praktisch wertlos.

Freya Strecker

* * * *

LOTTI FRASCOLI: *Handwerker- und Kaufmannshaushalte im frühneuzeitlichen Winterthur. Untersuchungen zu vier Liegenschaften in der Altstadt* (= Monographien der Kantonsarchäologie, Zürich 29, Zürich und Egg 1997). 258 S., wovon 129 S. Katalog mit 63 Tafeln, 126 Abbildungen schwarz/weiss, eine Farbtafel. Zusammenfassungen in Deutsch, Französisch, Italienisch und Englisch.

Die Kantonsarchäologie Zürich widmet ihre besondere Aufmerksamkeit seit Jahren der Altstadt von Winterthur. Dies zu Recht, wie es die Ausgrabungsergebnisse immer wieder zeigen. Den Berichten zur Archäologie im Kanton Zürich, die die archäologischen Tätigkeiten der Jahre 1987 bis 1994 zusammenfassen, ist zu entnehmen, wie ausserordentlich reich die Befunde und Funde zur Stadt Winterthur im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit sind. Neben den neuesten Ergebnissen zur Stadtbefestigung geben fortlaufende Untersuchungen wichtige Erkenntnisse zu Handwerk und Alltagsleben. Winterthur war ab dem 16. Jahrhundert bekanntlich eine Hochburg der Produktion von bemalten Fayencekacheln, die mit der besonders bekannten Dynastie der Familie Pfau zwischen 1570 bis um 1680 einen Höhepunkt erreichte. Mit Hilfe archäologischer und historischer Nachweise von Töpferöfen aus dem 14. und 15. Jahrhundert lässt sich das Hafnerhandwerk bis ins Mittelalter zurückverfolgen. Die Publikation von Peter Lehmann über *Zwei Töpferöfen in der Winterthurer Altstadt* (= Berichte der Zürcher Denkmalpflege, Archäologische Monographien 12, 1992) macht dies deutlich und gibt darüber hinaus auch einen Einblick in das Hafnergewerbe des 19. Jahrhunderts.

In der vorliegenden Publikation über Handwerker- und Kaufmannshaushalte im frühneuzeitlichen Winterthur werden nun zum ersten Mal archäologische Funde aus der Frühen Neuzeit umfassend untersucht und in einen grösseren kulturhistorischen Kontext eingebettet. Umfassendere Arbeiten zur Archäologie der Frühen Neuzeit sind bislang im In- und Ausland erst vereinzelt erschienen; so etwa Rene Matteotti, *Die Alte Landvogtei in Riehen*, Ein archäologischer Beitrag zum Alltagsgerät der Neuzeit (= Materialhefte zur Archäologie in Basel, Heft 9, 1994).

In den Jahren 1983/84 untersuchte die Kantonsarchäologie Zürich in Zusammenhang mit Grossumbauten die Liegenschaften «zum Apfelbaum», «zur Eich», «zur goldenen Traube», «zur Glocke» und «zum Salmen» in der Marktgasse, einer der wichtigsten Strassenzüge in der Winterthurer Altstadt. Neben einzelnen Gräben, Gruben und Brunnenschächten, die zum Teil bis in die römische Epoche zurückreichen, erbrachte der Aushub von zwei Latrinen auf dem Areal der Liegenschaften «zur Glocke» und «zum Salmen» ein qualitativ und quantitativ äusserst bemerkenswertes Fundmaterial. Dabei handelt es sich jeweils um ein Ensemble an Hausrat aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Diese beiden Liegenschaften stehen denn zu Recht im Mittelpunkt der Untersuchungen. Das hinsichtlich Fundmenge, -qualität und hinsichtlich historischem Kontext interessanteste Fundensemble ist sicher dasjenige aus der Latrine des Hauses «zur Glocke». Die Latrine wurde im 3. Viertel des 17. Jahrhunderts mit Haushaltsmaterial aufgefüllt und kann mit dem namentlich bekannten Tuchhändler Hans Rudolf Sulzer (1657–1726) und seiner Familie in Verbindung gebracht werden. Die auf den Gefässen nachträglich angebrachten Monogramme mit den Initialen «HRS» belegen den Gebrauch der Gegenstände durch diese Familie. Und nicht nur das, von Hans Rudolf Sulzer liegt zudem ein detailliertes Nachlassinventar aus dem Jahre 1726 vor. Diese einmalige Quellenlage bildet die optimale Voraussetzung, das ursprünglich vorhandene Geschirrensemble zu rekonstruieren und sozialhistorisch auszuwerten. Die Ergebnisse einer Gegenüberstellung von archäologischem Fundmaterial und schriftlich überliefertem Haushaltsinventar belegen einmal mehr, dass sich diese beiden Quellen gegenseitig ergänzen, ja ergänzen müssen. Oft erstaunt ein archäologisch überliefertes «Hausinventar» aufgrund seiner bescheidenen und einseitigen Zusammensetzung, es entspricht keineswegs der Reichhaltigkeit und Qualität, wie dies die zeitgleichen schriftlichen Nachlassinventare nahelegen. Bekannterweise fehlen in einem archäologischen Fundensemble Gegenstände aus Holz, Metall und organischem Material fast weitgehend, während Keramik stets überdotiert ist. Hingegen sind das Tafel- und Küchengeschirr aus Keramik in den Nachlassinventaren nicht oder kaum aufgeführt. Entsprechende Vergleiche sind allerdings nur innerhalb derselben Gesellschaftsschicht angebracht. Dass die Quellen gleich aus derselben Familie stammen, wie es hier der Fall ist, ist allerdings äusserst selten.

Mit grösster Sorgfalt werden auf über vierzig Seiten (S. 10–57) die Befunde der vier untersuchten Liegenschaften dargelegt und durch Ausführungen zu den Besitzverhältnissen und dem jeweiligen Fundmaterial ergänzt. In diesen Auswertungsteil ist ein Exkurs über *Hygiene und Abfall: Latrinen des 12.–20. Jahrhunderts* (S. 25) eingeschoben. An die Ausführungen über Latrinen, deren Bautechnik und die Hypothesen zur Verfüllung schliesst die Autorin ein Kapitel über die *Wasserversorgung und Dachwasser: Brunnen- und Sickerschächte* mit einem kurzen Vermerk zum jeweiligen Fundmaterial an (S. 34–42). Von den daraus geborgenen Funden können mehrere Gefässe der Töpferwerkstatt von Hans Heinrich Graf III (1635–1696) zugeordnet werden. Die Hafnereien im frühneuzeitlichen Winterthur haben also nicht nur Ofenkeramik hergestellt, sondern auch qualitativ hochstehende und einmalige Geschirrkeramik produziert. In Winterthur ist man in der glücklichen Lage, dass nicht nur zahlreiche Hafnereien bekannt sind, sondern die Hafner haben die Produkte mit ihren Initialen versehen. Ein Zusammentreffen von Fakten, wie man es sich beim Auswerten von archäologischem Fundmaterial der Frühen Neuzeit nur wünschen kann.

Die Resultate zur Grabung auf dem «Salmen-Areal» zeigen eine vom 1. Jahrhundert n. Chr. an sehr dünne, dann wieder ab dem 12. Jahrhundert bis in das 17. Jahrhundert durchgehende Besiedlung auf. Ab 1483 sind Reihenhäuser schriftlich nachgewiesen, im 17. Jahrhundert verdichten sich dann die archäologischen, bildlichen und schriftlichen Überlieferungen zum «Leben auf dem Salmenareal».

Das dritte grosse Kapitel ist den Ausgrabungen im Innenhof der Liegenschaft «Zur Glocke» an der Marktgasse 52/Stadthausstrasse 89 gewidmet (S. 46 ff.). Da auf diesem Areal aus einem Brunnenschacht, der in Zweitverwendung als Latrine genutzt wurde, ein qualitativ und hinsichtlich seiner Aussage einzigartiges Fundmaterial zu Tage kam, lohnte sich ein Ausweiten der Befunddarstellung auf die historisch überlieferten Besitzverhältnisse der hier einst ansässigen Anwohner. Die von der Autorin anhand verschiedener Quellengattungen recherchierte und zusammengestellte Haus- und Bewohnerchronologie (S. 48 ff.) zählt die Bewohner von 1468 bis 1747 beinahe lückenlos auf. Die Einfüllung des Brunnenschachtes wird mit Hilfe von Tonpfeifen und Jahreszahlen auf den steinernen und keramischen Gefässen in die Zeit von 1673 (älteste Jahreszahl) bis gegen 1700 datiert. Im 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts wurde dann über dem Brunnenschacht eine Latrine erbaut. Der Brunnen diente sekundär als Latrine, eine in dieser Zeit durchaus gängige Vorgehensweise. Die typologische Auswertung der Gefässkeramik aus dem Brunnenschacht macht deutlich, dass die Breitformen (Schüsseln, Teller) gegenüber den Hochformen (Töpfe, Krüge, Kannen) überwiegen, was für die Frühe Neuzeit nicht verwundert (S. 60 ff.). Seit dem 16./17. Jahrhundert hat man die Produktion von Tafelgeschirr, also die Breitformen, ausgeweitet, während die Hochformen aus anderen Materialien hergestellt wurden. Dass Schüsseln und Teller einen weitaus reicheren Dekor tragen, als die Hochformen ist naheliegend: Eine flache Breitform bietet eine geeignetere Fläche zum Bemalen als eine hohe, enge und steilwandige Form.

Jahreszahlen und die Besitzermonogramme «HRS» lassen die entsprechenden Gefässe der in der Liegenschaft wohnhaften Familie Sulzer (Hans Rudolf Sulzer) zuordnen. Es handelt sich dabei um einen ganz seltenen Fall, dass Keramikgeschirr mit den Initialen des Besitzers versehen wurde und im Dekor gleichzeitig eine Jahreszahl vorhanden ist, so dass die Zuschreibung gemäss vorliegenden historischen Schriftquellen gesichert ist. In diesem Falle können mindestens zwei verschiedene Besitzer ausgemacht werden: H, HR, HRS, S und C sind die Initialen von Hans Rudolf Sulzer und seinem Bruder Caspar Sulzer, die beide in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Liegenschaft «zur Glocke» mit ihren Familien und ihren Bediensteten bewohnten. Als weiterer Glücksfall ist das Nachlassinventar der Familie Sulzer überliefert (im Anhang S. 254 ff. abgedruckt). Die dort aufgeführten Güter widerspiegeln die gehobene Stellung der Familie. Im Nachlassinventar fallen die zahlreichen metallenen Koch- und Tafelgefässe auf, zum Beispiel zwölf grosse und kleine Bratpfannen aus Kupfer und 29 Zinnteller, während die Geschirrkeramik in keiner Weise erwähnt wird.

Unklar bleibt indes, weshalb die Besitzer Gefässe mit Monogrammen versehen haben, die sich weder durch ihre Qualität noch ihr Material besonders auszeichnen. Die mit Monogrammen versehenen Schüsseln waren von relativ einfacher, einige sogar unterdurchschnittlicher Qualität (marmorierte Schüsseln, ein Deckel sowie Krüge). Die Autorin vermutet nun, dass die im Haushalt von Hans Rudolf Sulzer verwendeten Gefässe einem Bäcker, Metzger oder Schankwirt zum Auffüllen mit Nahrungsmitteln gegeben worden sind. Die überzeugendste Hypothese ist aber, dass das Geschirr von demjenigen seines im gleichen Haushalt wohnhaften Bruders unterschieden werden musste (S. 66).

Nach der ausführlichen Darlegung der Befundsituation in den betreffenden Liegenschaften «zum Salmen» und «zur Glocke», die bereits eine erste Übersicht über das jeweilige Fundmaterial enthält, folgt das eigentliche Hauptkapitel über die Funde aus den genannten Häusern (S. 72 ff.). Die beiden Fundkomplexe, die sich zeitlich nur wenig unterscheiden (10 bis 30 Jahre) werden mitein-

ander verglichen. Die Autorin stellt in diesem Zusammenhang die interessante Frage, inwieweit die Unterschiede auf die Familien, die das Geschirr benutzt haben, zurückzuführen sind, und inwieweit sie allein auf dem Verwendungszeitraum beruhen. Ein interessanter Ansatz, den man durchaus noch hätte weiter diskutieren können.

Schliesslich wird das Fundmaterial formaltypologisch ausgewertet und in die allgemeine Entwicklung der Gefässkeramik in Winterthur unter Berücksichtigung neuerer Publikationen auch überregional eingebettet. Die schematische und chronologische Abfolge der Gefässe, die ein Datum tragen, zeigt, dass die Formen und zuweilen auch der Dekor auf den Gefässen von 1660 bis 1690 kaum ändern. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob die Jahreszahl auf einem Gefäss, die Bestandteil der Bemalung und des ganzen Dekors ist, den Zeitpunkt der Herstellung dokumentiert oder ein familiäres und persönliches Ereignis. Auch wenn es sich um ein Erinnerungsdatum handelt, weisen die Jahreszahlen sicher auf die ungefähre Herstellungszeit hin. Die Darstellung der Formgenese macht deutlich, dass in der frühen Neuzeit Formen länger beibehalten wurden als im 14. und 15. Jahrhundert, als sich das Spektrum an Tafelgeschirr zu entfalten begann.

Die Fundauswertung konzentriert sich im Wesentlichen auf die Unterteilung der beiden Fundensembles «Salmen» und «Glocke» in Hoch- und Breitformen, die aufwendig berechnet wurden – vielleicht zu aufwendig –, und Einzelformen. Die Autorin unterteilt das ganze Gefässspektrum rein formal ohne Berücksichtigung der Funktion. Die Ausführungen zum Formenspektrum geben eine schöne Übersicht über die Entwicklung der Geschirrkeramik in Winterthur vom 13./14. Jahrhundert bis in die frühe Neuzeit. Daran anschliessend folgen die Beschreibungen der verschiedenen Glasurtechniken und Dekorarten. Die rein typologische Unterteilung in Hoch- und Breitformen vernachlässigt leider die Unterscheidung der Gefässe aufgrund von deren Funktion. Und es zeigt sich einmal mehr, dass in der Keramikforschung des Mittelalters und der frühen Neuzeit immer noch keine einheitliche Terminologie angewendet wird. Jeder Autor und jede Autorin arbeiten wieder mit neuen, oft subjektiven Gefässbezeichnungen.

Die Autorin unterlässt es nicht, auch die anderen Materialgruppen aus den Latrinen vorzustellen. Zum einen die im Brunnenschacht der Grabungen «Salmen» und «Glocke» insgesamt über 1300 geborgenen Scherben von Hohlgläsern sowie die restlichen Kleinfunde aus Stein, Holz, Leder und anderem. Es ist verständlich, dass es der Autorin in Anbetracht der Materialfülle nicht möglich war, auch alle Gläser und Kleinfunde auf deren Produktionsorte und Verbreitung hin zu untersuchen.

Den Abschluss zur Fundauswertung bildet das Kapitel über die Winterthurer Hafner des 16. bis 18. Jahrhunderts (S. 107), das weniger eine übersichtliche Darstellung des Hafnerhandwerks dieser Jahrhunderte, sondern mehr eine Ergänzung der 1992 erschienenen Monographie über zwei Töpferöfen in der Winterthurer Altstadt von Lehmann und der 1980 veröffentlichten Arbeit über die Hafnerfamilien in der Publikation über Winterthurer Kachelöfen von Ueli Bellwald darstellt. Die Hafner des 16. bis 18. Jahrhunderts sind genealogisch in einem Anhang im Buchrücken sehr übersichtlich zusammengestellt. In diesem Kapitel stellt die Autorin die Zahl der keramischen Gefässe pro Haushalt zur Diskussion. Sie kommt auf eine Zahl von zirka 40 bis 80 Gefässe für das Spätmittelalter und mehrere hundert(!) für eine acht- bis zehnköpfige Familie in der Frühen Neuzeit. Eine doch sehr hohe Zahl, bedenkt man, dass nicht alles Haushaltsgeschirr aus Keramik bestand. Dass durch Hochrechnungen von Latrinenverfüllungen der einstige Bestand und Verbrauch an Keramikgeschirr berechnet wird, ist meines Erachtens etwas gewagt, da wir nie sicher sind, ob die Verfüllung nur von einer Familie oder mehreren Haushaltungen stammt. Neben der Wahrscheinlichkeit, dass es sich um zusammengetragenen Abfall handelt, spielt auch hier der Zufallsfaktor eine grosse Rolle. Etwas übertrieben scheinen die *Strategien der Haushalte zur Beschaffung von Geschirrkeramik* (S. 112).

An die viersprachigen Zusammenfassungen schliesst der Fundkatalog. Sämtliche Fundobjekte (etwas über 1000) sind erfasst, 684 ausgewählte Funde in Zeichnungen und auf Fotos abgebildet. Ein Lob den Zeichnerinnen. Die Zeichnungen sind klar und deutlich, mit wenig Aufwand ist das Wesentliche erfasst. Die pro Fundkomplex zusammengestellten Formen zeigen die Fundvergesellschaftung und bereichern den Katalog.

Mit dem Katalog beschreitet die Autorin neue Wege. Angaben zur Form, Technik, Verzierung und Beschreibung sind auf unzählige Abkürzungen reduziert. Die Aufschlüsselung dazu findet man zwar in einem Faltblatt im Buchrücken, allerdings erweist sich diese – wenn man sie einmal entdeckt hat – nicht gerade als benutzerfreundlich. Die Erschwernisse bei der Lektüre können nicht unbedingt der Autorin angelastet werden, sondern sind vermutlich auf Einsparungen im Gesamtumfang zurückzuführen. Wenn schon eine derart abgekürzte Version gewählt wird, wäre es wünschenswert, den Leser mit einer kurzen Einleitung in die Handhabung dieses Kataloges einzuführen.

Hinsichtlich Quellenlage, Qualität und Erhaltungszustand lag dieser Publikation ein hervorragendes archäologisches Fundmaterial zugrunde. Es ist das Verdienst der Autorin, die verschiedenen Quellen miteinander verknüpft zu haben. Die Originaltexte (Streitfälle wegen Latrinenbenutzung, Nachlassinventare und andere) wurden transkribiert und im Anhang vorgelegt – ein grosses Plus.

Der ausserordentlich umfangreiche Inhalt der Publikation und die verschiedenen behandelten Themen zeugen von einer langjährigen Arbeit und einer intensiven Auseinandersetzung der Autorin mit den jeweiligen Befunden und dem Fundmaterial sowie fachübergreifenden Recherchen in historischen Schriftquellen. Es gehört zur grossen Leistung der Autorin, dass sie alle diese Bereiche (Befundauswertung, Fundauswertung und Historische Nachforschungen) in eigener Regie abgedeckt hat; der Ehrgeiz der Autorin, beinahe alle Themen auszuschöpfen beziehungsweise zu berücksichtigen, ist sichtlich spürbar. Als Schwächen sind die Kapitelabfolge, die zuweilen etwas unübersichtlich ist (zum Beispiel werden die Funde in Zusammenhang mit der Befundanalyse besprochen und dann noch einmal in Kapitel V, *Die hochmittelalterlichen bis frühneuzeitlichen Funde*), schwer lesbare graphische Darstellungen und der umständliche Katalog zu nennen, ferner fehlt die letzte Abbildung (Abb. 128).

Der immense Aufwand lohnte sich. Lotti Frascoli legt mit den wissenschaftlichen Auswertungen von frühneuzeitlichem Haushaltsgeschirr bekannter Winterthurer Kaufmannshaushalte einen wichtigen Meilenstein in einem noch wenig bekannten Feld.

Verschiedene günstige Umstände erlaubten einen Einblick in die Lebensumstände von Winterthurer Familien an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert, im besonderen in diejenige des Tuchhändlers Hans Rudolf Sulzer.

Christine Keller

* * * *